

31. Jhg. 2021 Nr. 5 (390)

MASURISCHE STORCHENPOST



**Die Kraniche, Vögel der Hoffnung, des Glücks und des Erwachens
der Natur**

Foto: Ewa Dulna



“Glückliches Zuhause, wo Störche sind”.

**Es gibt auch eine verbreitete Überzeugung, dass diese Vögel ihr “Zuhause” auf die Bauernhöfe
guter Menschen wählen.**

Foto: Ewa Dulna

POLNISCH IN BRANDENBURG

Wie die polnische Sprache an der deutsch-polnischen Grenze gelehrt wird

von Arkadiusz Łuba

Unter den östlichen Bundesländern teilt Brandenburg die längste Staatsgrenze mit Polen. Jeden Tag passieren rund 70.000 so genannte Berufspendler die Grenze in Słubice – Frankfurt/Oder. Die Universität Viadrina und das Collegium Polonicum tauschen sich wissenschaftlich aus. Darüber hinaus gibt es grenzüberschreitende Polizei-Ansätze und des Gleichen mehr. Wie steht es mit dem Polnisch-Unterricht im Land Brandenburg?

Polnisch sei ein fester Bestandteil der Mehrsprachigkeit im Land Brandenburg. Dieser Meinung ist Birgit Nix, Referatsleiterin im Ministerium für Bildung, Jugend und Sport des Landes Brandenburg. Über 3000 Schülerinnen und Schüler erlernen hier Polnisch als Fremd- bzw. als Herkunftssprache. In den letzten Jahren hat sich die Zahl weiter entwickelt und erhöht.

Das Ministerium für Bildung, Jugend und Sport des Landes Brandenburg geht davon aus, dass sich diese Zahl auch in kommenden Jahren erhöhen wird. Birgit Nix nennt die Gründe dafür: „Ein wesentlicher Grund ist, dass wir im Land Brandenburg aktuell an einer Konzeption für die Mehrsprachigkeit arbeiten. Dabei wird insbesondere die polnische Sprache im Mittelpunkt stehen“.

Dieses Mehrsprachigkeitskonzept werde ein Konzept von dem Kindergarten bis zum Abitur sein, beziehungsweise auch darüber hinaus – bis in den Hochschulbereich, so Nix weiter:

„Ziel dieses Konzeptes ist es, Mehrsprachigkeit im Land Brandenburg und das schulische Sprachenlernen in den nächsten Jahren weiter voranzubringen. Darüber hinaus soll das Konzept auch im Rahmen der Umsetzung des europäischen Gedankens konkrete Vorschläge u.a. zur Motivation und zur Umsetzung von Strategien bei Sprachenlernen und zum Einsatz digital unterstützter Arbeitsweisen bei Sprachenlernen unterbreiten“.

Eine wichtige Grundlage für den Erwerb der polnischen Sprache und interkultureller Kompetenz wird in der Kindheit und Jugend gelegt. Der Unterricht an Schulen trägt wesentlich dazu bei. Schulpartnerschaften, deutsch-polnische Schulprojekte, Kinder- und Jugendaustausche sowie Sprachkurse tragen weiter dazu bei.

Hierzu engagieren sich über zwanzig Europa-Schulen im Land Brandenburg: „Sprache muss lebendig sein, um die Sprechkenntnisse zu schaffen. Daher freuen wir uns, dass wir im Schuljahr 2019/2020 insgesamt bei 217 Schulen – das ist etwa ein Drittel aller Schulen des Landes Brandenburg – mindestens eine Partnerschule in Polen dabei haben. Dabei konzentrieren sich die Schulpartnerschaften auf deutsch-polnische Schulprojekte, aber darüber hinaus sind sie Lehr- und Lebensformen, die jungen Menschen Möglichkeiten bieten, sich kennenzulernen und die Sprache zu sprechen“.

Bereits seit 2011 findet kontinuierlich der so genannte deutsch-polnischer Tag an den Schulen in Berlin und Brandenburg statt. Das ermöglicht, das Interesse an der polnischen Sprache und Kultur zu wecken. Die Veranstalter sind das Polnische Institut Berlin, die Botschaft der Republik Polen sowie die Ministerien der beiden Länder.

Darüber hinaus arbeitet das Land Brandenburg derzeit an einer so genannten „Sprachoffensive Polnisch“, die durch das Ministerium für Bildung, Jugend und Sport des Landes Brandenburg vorbereitet wird. Im Rahmen dieses Projekts möchte künftig das Ministerium in Frankfurt/Oder vertiefende polnische Sprachangebote für Schülerinnen und Schüler schaffen. Birgit Nix: „2019 wurde durch das Ministerium für Bildung, Jugend und Sport und die Stadt Frankfurt eine entsprechende Abschiedserklärung unterzeichnet, die zwei unterschiedliche Schwerpunkte umfasst. Der erste Schwerpunkt ist die Umsetzung des Programms der Nachbarssprache.

Hier ist es das Ziel, dass der Aufbau eines Nachbarsprachenkonzepts erfolgt, um die Sprach- und die interkulturelle Kompetenzen zu fördern“. Man starte hier mit zwei Grundschulen, die mit Beginn der 1. Klasse bis zur Jahrgangsstufe 6 wöchentlich eine Stunde Polnisch aus dem Schwerpunktunterricht der Stundentafel nutzen, um auf einer verbindlichen curricularer Grundlage Polnisch zu erlernen.

„Der zweite Schwerpunkt“, so Nix weiter, „den wir uns in Frankfurt gesetzt haben, ist ein bilinguales Angebot von der Grundschule bis zum Schulabschluss. Mit diesem Angebot wollen wir im kommenden Schuljahr starten und werden sowohl an einer Grundschule als

auch an einem Gymnasium zunächst sogenannte bilinguale Klassen anbieten. Im Grundschulbereich sieht das Ganze so aus, dass wir sogar einen Schritt weiter gehen als nur bilinguale Angebote zu schaffen.

Die Schüler*Innen werden an der Grundschule Deutsch und Polnisch in Wort und Schrift erlernen und um es zu erreichen, werden sie einen relativ hohen Anteil von Polnischunterrichtsstunden erhalten“. Perspektivisch sollen diese Angebote auch an einer Oberschule mit Realabschluss eingeführt werden.

In einem weiteren Projekt in Frankfurt/Oder, namens „Latania“, lernen einmal wöchentlich deutsche und polnische Schülerinnen und Schüler der Jahrgangsstufe 7 und 8 – also die 13- und 14-Jährigen – in verschiedenen Fächern gemeinsam. Dazu findet ein regelmäßiger Austausch zwischen den Schulen statt. Auch der muttersprachliche Unterricht wird gefördert.

„Das ist im Grunde genommen nichts Anderes als der herkunftssprachliche Unterricht – dieser heißt in Brandenburg halt muttersprachlicher Unterricht“, sagt Nix: „Die Zielsetzung dieses Unterrichts ist in erster Linie, für die Schüler*Innen, insbesondere für die polnischen Schüler*Innen, das Erlernen bzw. die Festigung der Sprachkenntnisse. Für uns ist die Förderung der Herkunftssprache in der kindlichen Entwicklung sehr wichtig, weil die diese ganzheitliche Sprachentwicklung sowie die Identitätskonstruktion der Schüler*Innen mit Migrationshintergrund fördert.

Darüber hinaus soll die konstante Auseinandersetzung mit der eigenen soziokulturellen Prägung durch die Lehrkräfte angeregt

und in Beziehung zur deutschen Gesellschaft umgesetzt werden. Der Unterricht bietet auch Raum zur Auseinandersetzung mit dem aktuellen und teilweise neuen Lebenswillen“.

Insgesamt gibt es in Brandenburg zwanzig solche Gruppen, die als außerunterrichtliche Angebote geführt werden. Daran nehmen ca. 250 Schülerinnen und Schüler teil. Im Vergleich zu anderen mutter- und herkunftssprachlichen Angeboten ist Polnisch hier mitführend.

Barrieren abbauen, wirtschaftliche Zusammenarbeit unterstützen, interkulturelle Kompetenzen fördern – das soll mit dem Polnisch-Angebot in Brandenburg erreicht werden. Schade nur, dass im Vergleich zu deutschlernenden Polen so wenige Deutsche Polnisch lernen.

POLNISCHE SPRACHE, KULTUR, GESCHICHTE UND GEOGRAPHIE BEIBRINGEN

Der polnische Schulverein „Oświata“ tut das nach seiner Wiederbelebung vor 30 Jahren erfolgreich

von Arkadiusz Łuba

Unter mutter- und herkunftssprachlichen Angeboten in dem Großraum Berlin-Brandenburg ist Polnisch mitführend. Die Sprache ist weder nur ein wichtiges identitätsstiftendes Merkmal jeder Nation noch ein schlichtes Verständigungsmittel. Sie trägt die Eigenart und die Eigenheit einer Volksgruppe. Was die polnische Sprache im Großraum Berlin-Brandenburg angeht, so ist der polnische Schulverein „Oświata“ im außerschulischen Unterricht führend. Worauf basiert dieser Erfolg?

Bei der 30-jährigen Geschichte von „Oświata“ handelt es sich eigentlich um eine Wiederbelebung. Denn der Schulverein wurde bereits vor rund 135 Jahren 1886 gegründet. Mit dem Beginn des zweiten Weltkriegs wurde er für fünfzig Jahre unfreiwillig von den Deutschen aufgelöst.

Nach 1988 hat sich „Oświata“ rasant entwickelt. In den frühen 90ern erhielten hier 400 Schülerinnen und Schüler Polnischunterricht. Und das mit geringsten Geldmitteln. erinnert sich Barbara Rejak, Vorsitzende des polnischen Schulvereins „Oświata“: „Der Bedarf war sehr groß. Wir konnten nicht für alle Kinder, die das wollten, einen Unterricht anbieten, weil wir nicht genügend Lehrer

fanden, obwohl es sehr viele gab. Wir konnten ihnen anfangs kein Pfennig zahlen. Später haben wir den Lehrern dann die Fahrtkosten ersetzt. Nach und nach ging es mit kleinen Honoraren“.

1996 bis 2013 wurde der Verein vom Integrationsbeauftragten finanziert. Barbara Rejak: „Man sollte über Geschenke nicht schlecht reden, aber die Summe war wirklich niedrig. Es waren 7154 Euro pro Jahr“.

Über die Jahre hinweg sank die Schülerzahl auf die knappe 300. Diese Zahl bleibt allerdings konstant.

Aus „Oświata“ gingen die ersten Kader für die Europa-Schulen in Berlin heraus. Viele Lehrer, die später an einer Europa-Schule lehrten, sind vorhin „Oświata“-Lehrer gewesen. „Daher haben wir enge Kooperation mit den Europa-Schulen und anderen Schulen, die Polnischunterricht anbieten. Flächendeckend sind wir vielleicht eine gute Lösung für die Eltern, weil Berlin groß ist und es nicht möglich ist, dass alle Eltern ihre Kinder in die Europa-Schule schicken oder in eine andere, katholische Schule, die Polnisch unterrichtet, oder in die zwei Gymnasien, die es auch tun“.

Vordergründig unterstützt „Oświata“ die Förderung der polnischen Sprache, Kultur, Geschichte und Geographie. „Wir sind sehr interessiert an der Entwicklung des Kapitals des Kindes. Es geht hier um die vorhandene Zwei- oder sogar Mehrsprachigkeit. Denn wir haben Kinder aus Zuwandererfamilien, wo ein Elternteil polnisch ist, aber der andere nicht unbedingt deutsch sein muss, sondern auch aus einem anderen Land. Da wachsen die Kinder mehrsprachig auf. Unserer Erfahrung nach hat das keinem der Kinder ge-

schadet. Im Gegenteil – sie entwickeln sich prächtig, auch was die schulischen Erfolge angeht“.

Dabei möchte der Verein den Unterricht so interessant wie nur möglich gestalten. Die Kinder seien nach dem regulären Unterricht erschöpft und bräuchten andere Impulse, sagt Rejak: „Wir haben eine Theatergruppe für interessierte Kinder, die seit zwanzig Jahren aktiv ist. Die ersten Mitglieder des Theaterensembles sind längst erwachsen und einige von ihnen Schauspieler geworden. Wir organisieren regelmäßig verschiedene Wettbewerbe, die mit der polnischen Sprache verbunden sind, z.B. Rezitationswettbewerbe oder Spracholympiaden. In einem Literaturwettbewerb ist das Ziel, am Ende immer einen Gedichtband herauszugeben, was uns seit 2013 auch gelingt. Abgesehen davon organisieren wir verschiedene Ausflüge und Kulturreisen nach Polen und in andere Länder, auch in Deutschland, z.B. nach Dresden oder zur Uni Viadrina“.

Die Klassen bei „Oświata“ sind heterogen. In ihnen werden Schülerinnen und Schüler nicht immer des gleichen Jahrgangs unterrichtet. Auch die Sprachkenntnisse der Kinder sind unterschiedlich. Das mag zu verschiedenen Problemen führen. Rejak: „Es gibt verschiedene Familien. Die einen legen sehr viel Wert auf eine gepflegte Sprache, den anderen reichte es, wenn man sich verständigen kann. Das sind Schwierigkeiten, vor denen unsere Lehrer stehen. Sie sind engagiert und wollen natürlich die Kinder fördern, und den Kindern, die nicht so viele Sprachkenntnisse haben, helfen. Es verlangt von den Lehrern sehr viel Wissen und Talent“.

Derzeit unterrichtet „Oświata“ 267 Kinder im Alter von 4 bis 18 Jahren. An elf Standorten in Berlin und Brandenburg sind 20 Lehrerinnen und 1 Lehrer in insgesamt 23 Klassen tätig.

Bis zum 15. Dezember 2020 fand an allen Standorten noch der Präsenzunterricht statt. Mit Corona wurde es komplizierter. Aber auch daraus will die Vorsitzende Rejak lernen:

„Zur Zeit der ersten Pandemiewelle im April 2020 sind wir auf Zoom umgestiegen und bis zu den Sommerferien haben unseren Unterricht online durchgeführt. Nach den Sommerferien bis zum 15. Dezember gab es wieder Präsenzunterricht. Seitdem sind wir wieder online, und ich vermute, bis zum Ende des Schuljahres, wird es wohl auch so bleiben“.

Rejak hofft dabei, dass die Schüler*Innen nach den Sommerferien wieder in die Schule dürften: „Trotz Corona und trotz Online-Unterricht haben die Eltern ihre Kinder bei uns angemeldet. Das bringt uns auf die Idee, den Online-Unterricht in der Zukunft vielleicht doch beibehalten – als Alternative für die Familien, die wegen der langen Anfahrtswege nicht in der Lage sind, ihre Kinder zur Schule zu bringen“.

Roman-Fragment und Biographie von Horst Michalowski

Wenn der Schnee geschmolzen ist

Horst Michalowski, als Autor der Romane „Die Silberstraße“ und „Mondlicht auf den Gewässern der Heimat“ bekannt und als Botschafter seiner Heimat Masuren verehrt, verstarb im Januar 2005. Am Ende des Jahres 2007 erschien im Isensee Verlag in Oldenburg das letzte Buch von Horst Michalowski. Es ist ein Roman-Fragment, betitelt „Wenn der Schnee geschmolzen ist“, ergänzt durch eine Biographie und Stimmen zum Werk. Zum Gedächtnis aus dem Nachlass herausgegeben von Siegrid Michalowski und Elfie Schroder.

Die Geschichte von Emanuel Elkans aus „Wenn der Schnee geschmolzen ist“

Frau Elkans Ehemann, aus der Ukraine stammend, lebt hier seit mehr als fünfzig Jahren und ist auch zwangsweise von seiner Heimat „umgepflanzt“ worden, wie er es nennt. Damals war er genauso, fremd wie viele andere Dorfbewohner. Es war für beide Seiten nicht einfach, zueinander zu kommen. Seine Mutter war von ihrem Sohn enttäuscht, dass er sich gerade eine Protestantin zur Frau nehmen wolle, und ihre Mutter war sehr betrübt, dass ihre Tochter einen Ausländer heiraten wollte. Aber Liebe ist groß und stark, wie er sagt. So konnten sie nach zwei Jahren Bekanntschaft endlich heiraten. Heute sind beider Eltern unter der Erde, und in der Kette des Weltgeschehens ist kein Glied locker geworden, geschweige denn rausgefallen.

„Das waren Unstimmigkeiten, die rein persönlicher Art vor sich gingen. Sie zogen an uns vorbei, ohne einen Schaden zu hinterlassen. Dafür passierten Sachen, die kaum irgendwann verlöschen“, äußert der Gast und erzählt weiter:

„Als meine Mutter mit mich Anfang der fünfziger Jahre hier eintraf, lebten hier noch zahlreiche einheimische Frauen mit Kindern, deren Ehemänner und Väter im Krieg gefallen, noch in Gefangenschaft waren oder im Westen weilten. Einige dieser Frauen wussten über ihre Ehemänner nicht, ob sie noch leben oder irgendwo gefangen gehalten wurden. So warteten sie, ob ihre Hoffnung in Erfüllung gehen und sich der Ehemann und Vater melden würde. Einige Jahre später sind die Familien zu ihren Ehemännern und Väter in den Westen gefahren und nur wenige, wie auch meine Frau mit ihrer Mutter, sind im Dorfe zurückgeblieben. Neue Menschen, die sich ansiedelten, kamen aus der Ukraine, Weißrussland oder Litauen.

An einem frostigen Tag im Februar des Jahres neuzehnhundert- undfünfzig kam ich zu später Stunde aus dem Wald, wo ich den ganzen Tag Brennholz gesammelt hatte. Die Erde war hart gefroren und mit Schnee bedeckt. Es war sehr kalt. Es war Vollmond. Die hohen Bäume warfen ihre Schatten auf den schneebedeckten Boden, während ich, vertieft in Gedanken, mit einem Bündel trockener Zweige auf dem Rücken nach Hause schritt. In solchen Momenten denkt man kaum an die Vergangenheit. Die Gegenwart und Zukunft sind da genug Anlass zu überlegen, warum es so ist und wie es weitergehen soll. Eine Gesetzlosigkeit herrschte im Lande. Kaum einer wusste, ob er am nächsten Tage noch in derselben Wohnung bleiben durfte. Bevor ich aus dem Schatten des

Waldes trat, hörte ich Männer sich lautstark anschreien. Sie gingen übers Feld und ihre Gestalten konnte ich im Schein des Mondes gut erkennen. Einer von ihnen, gekleidet in einem dunkelgrünen Mantel mit blanken Knöpfen, schien sehr müde zu sein, während der andere mit den Armen gestikulierend recht lebhaft wirkte. Diesel beobachtend, zog ich mich in den Schatten der Bäume zurück. Es mochte wohl eine halbe Stunde vergangen sein, als die beiden sich trennten. Ihre Sprache konnte ich damals nicht verstehen, sie schienen deutsch zu sprechen.

Der in dem dunkelgrünen Mantel schritt zum Dorfe, während der andere sich zum Waldesrand in mein Richtung bewegte. Ich war noch jung und hatte große Angst. So zog ich mich in den Wald zurück, um nicht gesehen zu werden. Unweit von mir, am Waldesrand, sah ich plötzlich einen dritten Mann, den ich im Schatten aber nicht erkennen konnte. Dieser ist genauso schnell im Wald verschwunden, wie er aufgetaucht war. Indessen fiel ein Schuss. Der Mann im grünen Mantel fiel taumelnd zu Boden auf den Schnee. Der andere, der sich von ihm soeben getrennt hatte, ging nun langsam auf den sich am Boden Wälzenden zu. Einige Minuten später lag er ruhig und eine unheimliche Stille war rundherum, als wäre dort nie etwas geschehen. Mein Herz schlug so heftig, dass ich das Gefühl hatte, es würde jeden Moment versagen. Ich schaute noch einmal zur Mordstelle und sah, wie der Mörder sich über sein Opfer beugte. Dann lief ich zurück in den Wald, um auf Umwegen mein Zuhause zu erreichen.

Viele Fragen beschäftigten mich, ob der andere Fremde auch Zeuge dieses Mordes war? Auf Anraten meiner Mutter habe ich über diese Tat geschwiegen. Einige Wochen später begegnete ich dem

Mörder in der Stadt auf dem Wochenmarkt. Ein Schauer durchdrang mein Glieder. Ich wagte es kaum, diesen Mann anzusehen. Andererseits war ich auch neugierig, woher solche Leute kommen. Ganz unauffällig konnte ich Wochen später erfahren, dass er im Nachbardorf auf einem Grundstück bei einer Einheimischen wohnt. Während des Krieges hatte er dort als Zwangsarbeiter gearbeitet und ist danach dort geblieben. Er wolle auf diesem Hof solange bleiben, bis der Ehemann der Frau vom Kriege zurückkomme oder sich vom Westen aus melde. Ende der fünfziger Jahre, als der Ehemann sich nicht gemeldet hatte und als vermisst erklärt worden war, hat der Mörder die Wirtin geheiratet.

Einen Tag nach der grausamen Tat war Schnee gefallen, so habe ich die genaue Mordstelle nicht mehr finden können. Es ließ mir aber keine Ruhe. Als der Schnee geschmolzen war, bin ich eines Tages im März noch einmal hingegangen, die Stelle vielleicht doch noch ausfindig zu machen. Der Schnee war weg und der Boden noch hart gefroren. Einige Male bin ich hin und her gegangen. Auf dem mit altem, gelbem Gras bedeckten Boden war nur schwer etwas zu entdecken. Und plötzlich doch! Auf einem Büschel aus gelbem, Gras war eine Stelle deutlich rot verfärbt. Nach näherem Betrachten erkannte ich darin trockenes Blut.

Es vergingen viele Jahre, der Mörder führte ein unauffälliges Leben. Er arbeitete gemeinsam mit seiner Frau und deren Tochter aus erster Ehe, die wieder geheiratet hatte.

Ende der sechziger Jahre war unser guter Bekannter, einer der letzten deutschen Einheimischen, aus unserem Dorf in den Westen ausgewandert. Meine Frau und ich waren unseren Bekannten

beim Packen der Sachen behilflich. Als es dann soweit war, habe ich die Familie mit meinem Pkw nach Warschau zum Danziger Bahnhof gefahren, wo sie in den Zug Moskau - Paris stieg. Die Fahrt mit meinem Pkw dauerte vier Stunden. Die Straßen führten überwiegend durch Wälder und waren nur wenig befahren. Es waren die letzten Stunden unserer Bekanntschaft vor der Abreise. Wir hatten uns viel zu erzählen, denn vier Stunden sind eine lange Zeit. Mit Schwermut erzählte mir der Fahrgast die Höhen und Tiefen, die er hier in seiner Heimat erlebt habe. Er berichtete, wie auf diesem Boden die Menschen gelitten hatten, über Krankheiten, die das Volk beträchtlich dezimierten, dass das Volk fleißig sein musste, um den kargen Lebensunterhalt zu erwirtschaften und dabei oftmals andere wichtige Dinge, die dem Leben dienen, vergaß.

Als wir dann auf dem Bahnsteig auf den Zug Moskau - Paris warteten, waren es noch genau vierzig Minuten bis zur Abfahrt, als mein Bekannter mir ankündigte, mir ein Geheimnis zu verraten, welches er jahrelang in sich getragen habe, doch nun kurz vor dem Verlassen dieses Bodens das Geheimnis hier zurücklassen möchte, indem er es mir erzähle.

Danach schilderte er mir den Mord, dessen Zeuge auch ich war. Als ich zu ihm äußerte, ich sei Zeuge desselben Geschehens gewesen, sagte er: „Nun ist auch das Rätsel gelöst, denn ich habe dich im Schatten der riesigen Tanne gesehen, aber nicht erkannt und war mir nicht sicher, ob du mich gesehen hattest. Und nun das Allertraurigste, der Ermordete war der Ehemann der späteren Frau des Mörders.“

Noch vor dem Wald war er mir begegnet und erzählte mir, dass er aus russischer Gefangenschaft komme. Ich erzählte ihm, dass ihn seine Frau und Tochter sehnsüchtig erwarten. Über diese Nachricht war er so erfreut, dass er sofort weitergelaufen ist. Wäre er vielleicht etwas Langer bei mir geblieben, wäre ihm der Mörder nicht begegnet.“ „Und wieso hast du all die Jahre geschwiegen“, fragte ich ihn, worauf er mir sagte: „Dadurch wäre der Tote nicht auferstanden, für seine Ehefrau und Tochter wäre es noch unerträglicher gewesen als das Warten. So hat die Zeit die Wunden geheilt und der Mörder hatte angeblich vor seinem Sterben einen qualvollen Todeskampf ..“

Nach diesem Bekenntnis standen wir regungslos auf dem Danziger Bahnhof in Warschau. Der Zug hielt, die Fahrgäste stiegen aus und stiegen ein. Eine wortlose Umarmung, er stieg ein und ich reichte ihm seinen Koffer und die Reisetasche. Der Zug fuhr an, er öffnete das Fenster, hielt sein Taschentuch, so lange er mich noch sehen konnte, und ich erwiderte mit meinem Taschentuch den Gruß genauso lange. Mit gesenktem Haupt ging ich langsamen Schrittes zu meinem Pkw. Geschehnisse und Erfahrungen, Liebe und Hoffnung, Leben und Tod, Heimat und Fremde, alles das streifte durch meine Gedanken. Nun hat er alles in seiner Heimat zurückgelassen, Höhen und Tiefen und vielleicht auch sein Herz. Sie haben die halbe Welt bereist und haben doch ihr Herz hier gelassen. Genauso geht es mir, wenn ich mein Heimatdorf besuche. Zur Heimat gehört alles, das Erreichte wie das Verfehlte.“

Mit diesen Worten beschließt Herr Elkan seinen Bericht. Emanuel kann es kaum fassen, was sich hier abgespielt hatte. Er selbst hat

vieles erlebt und gesehen, eine so hinterlistige Tat kann er jedoch kaum begreifen. Ergriffen fragt er Herrn Elkan noch einmal: „Wie konnten Sie damit leben? Sie haben doch sicherlich die Frau und deren Tochter oft gesehen? Es musste ihnen doch bewusst sein, was sie dieser Frau zugemutet haben und genauso der Tochter. Sie lebten so viele Jahre mit dem Mörder des Ehemannes und Vaters zusammen. Damit haben sie doch ihr Gewissen sehr belastet.“

„Heute, nach so einer langen Zeit, ist es schwer zu begreifen und schon gar nicht, wenn man die Umstände dieser Zeit nicht erlebt hat“, wehrt Herr Elkan den Vorwurf des Schweigens von sich ab und sagt weiter:

„Sie müssen sich vorstellen: Das Opfer ein Deutscher und ich als Zeuge ein Ukrainer, zu damaliger Zeit beide Erzfeinde der Bevölkerung und der Regierung. Es gab zu dieser Zeit kaum Beistand für die Besiegten, und dazu gehörten Deutsche und Ukrainer.

Der Mörder ist vor acht Jahren verstorben. Die Tochter mit ihrer Mutter und ihrem Ehemann leben noch auf diesem Bauernhof. Gern will ich Ihnen den Hof, die Stelle, wo ich gestanden habe und wo es passierte, zeigen“ „Dieses Angebot nehme ich gerne an. Wenn Sie dafür Zeit finden, so lassen Sie es mich wissen“, entgegnete Emanuel.“

EIN HEIMATBILD

Von Horst Michalowski

In meinen Erinnerungen und Empfindungen falls es mir etwas schwer mein Heimatbild schablonhaft einzuordnen, trotzdem will ich es versuchen so gut wie möglich aufzuschreiben.

Ein bedeutender Gedenkstein hat von meiner Heimatkirche gestanden. In diesem Stein waren viele Namen gefallener Soldaten aus dem ersten Weltkrieg eingraviert. Im Jahre 1946 ist dieser Stein entfernt worden. Ob er dem polnischen Pastor oder den kommunistischen Behörden im Wege stand ist mir nicht bekannt. Jedes Mal wenn ich meine Heimatkirche besuche sehe ich in Gedanken diesen Stein.

Ein Gegenstand ist ein Bild das an der Wand über unserem Esstisch hängt. Es stellt Christus dar der seine Hände als Segen über dem Tisch halt, wobei Großmutter sitzend, Mutter und Vater mit drei Kindern stehend beten; Komm Herr Jesu sei unser Gast. Dieses Bild haben wir aus unserer Heimat in den Westen mitgebracht und nun begleitet es uns täglich beim Essen. Es ist für mich ein Gegenstand und genauso ein Bild.

Als typisches Gericht kann ich hier „Klunkerchen“ nennen. Es ist eine Milchsuppe mit gekneteten Mehlstückchen eingeträufelt. Als unsre, Enkeltochter mit drei Jahren diese Klunkerchen gegessen hat gab es seitdem für sie kein besseres Essen. Mittlerweile ist sie elf geworden und die Klunkerchen sind immer noch

brandaktuell. Vor jedem Besuch bei Oma worden Klunkerchen vorbestellt. Natürlich haben es inzwischen auch Nachbarskinder spitz gekriegt, so warten jedes Mal mehrere Mäuler rund um den Tisch ungeduldig auf die Klunkerchen. Fines Tages fragte die siebenjährige Nachbarstochter, ob sie wohl das Rezept bekommen könnte, oder ob es ein Familiengeheimnis wäre? Es gab ein lautes Gelächter und seitdem sind Klunkerchen ein Familiengeheimnis.

Ein historisches Ereignis bleibt für mich die Pflanzung von kleinen Bäumchen am Tage des Waldes. Unsre Schulklasse war an diesem Tage in die Natur ausgewandert um einen Wald zu pflanzen. Es war ein warmer Frühlingstag und Kinder wie Lehrer hatten viel Spaß dabei. Heute nach 54 Jahren grüße ich beim Heimatbesuch den heute schon fast großen Wald. Immer wieder wird mein Erinnerung wach, dann höre ich gern dem Rauschen der Kiefern die ich gepflanzt habe zu. Manchmal habe ich dabei das Gefühl dass auch sie sich an diesen schönen Frühlingstag erinnern.

Als Person muss ich hier mehrere Personen nennen. Diese Menschen blieben in meinem Gedächtnis lebhaft heften. Es waren mit keinem Titel bestickte Männer, es waren Waldarbeiter aus meinem Heimatdorf. Täglich (außer Sonntag) wanderten sie bei Sonnenaufgang in ihren Wald zur Arbeit. Auf dem Rücken ein Rucksack aus dem Axt und Säge hervorragten, eine Thermosflasche mit Kaffee aus Gerste gebrannt und einige Stullen großes Brot mit Schweineschmalz beschmiert, das reicht bis Sonnenuntergang. Sie mussten dabei nicht selten kilometerweite Wege zu Fuß zurücklegen um Baume zu fällen. Ihr Gesetz bestand aus Familie

und Arbeit, ihre Hände rau und das Gesicht von Frost, Wind und Sonne gekennzeichnet kannten keine Cremen oder Öle. Ihr Handeln war schweigen und ihre Worte waren ja und nein. Personen dieser Art sind für mich damals wie heute die wahren Menschen.

Die Landschaft meiner Heimat fängt für mich in Osterode an und endet in Lyck. Ein Gewässer geheimnisvoller als das andere. Wald gibt es hier nun einen und zwar den großen Wald. In diesen großen Wald hat sich auch mein gepflanztes Wäldchen eingereiht und gehört auch bald zu dem großen Wald. Die riesengroßen Felder mit der Vielfalt von Blumen, Sträuchern und Bäumchen sind für mich eine unendliche Gartenschau der Natur.

Als Gebäude steckt mir die Dorfschule aus meinem Heimatdorf lebhaft in Erinnerung. Sie steht wie damals auf dem Hügel der mir als Kind wie ein Berg vorkam. Heute stehen die Mauern stumm und kalt und nur die riesigen Fenster deuten auf eine Schule hin. Als im Winter 1945 die Wehrmacht das Schulgebäude verlassen, musste und einige Tage später die Sowjetrussen das Dorf ausplünderten war die Not unter der Bevölkerung groß. Meine Mutter war mit mir auf Nahrungssuche unterwegs. Wie groß war da unsre Freude als wir in der Schule in einer Holzkommode Kommissbrot entdeckten. Die Truhe war bis zum Rand mit duftendem Brot gefüllt. Diese Tatsache bleibt für mich ein Bild, ein Ereignis, ein Anblick den ich kaum vergessen werde, woran mich auch der Spruch auf dem Bild über dem Esstisch erinnert.

Ein Lied das ich nicht vergessen werde wurde von unserer Dorfjugend bei einer Beerdigung eines jungen Mannes gesungen. Der Sarg stand auf dem Schulhof und zahlreiche junge Leute sangen

das Lied: „*Werden wir uns jenseits treffen wo kein Kummer mehr wird sein*“. Für mich damals als Fünfzehnjähriger war es ein tiefgreifendes Ereignis.

Als Brauch möchte ich hier den Gang zum höchsten Hügel im Dorf bezeichnen. Es war der Gang am Ostersonntag früh um in der aufgehenden Sonne das springende Osterlamm zu beobachten. Dieser Brauch ließ zahlreiche Dorfbewohner über das Osterfest tiefer nachdenken. Auf dem Rückweg wurden oftmals Weidenkätzchen gepflückt um im Haase die noch Schlafenden mit Wasser zu besprenkeln. Diese Sitte, wurde oftmals von Jugendlichen übertrieben indem sie sich gegenseitig mit Wasser aus Eimern begossen.

Ja, wenn Momente zur Ewigkeit werden, das Erlebte zur tiefen Erkenntnis reift, dann steht einer Weiterentwicklung unseres Geistes nichts im Wege.

Horst Michalowski (* 29.Mai 1937 in Warendorf/Prawdowo, Kreis Sensburg; † 13. Januar 2005 in Bad Zwischenahn

Bücher:

Die Silberstraße. Ein Masurenleben. 1999,

Masurenland. Die Natur in Gedichten und Geschichten. 1999

Mondlicht auf den Gewässern der Heimat. Roman um eine Heimatvertriebene. 2000

Masurische Märchen. 2003

Die Reise nach Nikolaiken

Von Arno Surminski

Als der Herr noch auf Erden wandelte, kam er am späten Nachmittag, als er schon etwas müde war, ins Masurische und erschuf, bevor er einschlief, mit sanfter Hand und ohne viel nachzudenken, die masurische Wildnis.

Seitdem ist Masuren ein Land ohne Eile, das gern die Zeit verschläft und seinen Menschen die Langeweile lehrt. Brachen neue Zeiten an, erreichten sie Masuren mit gehöriger Verspätung so um die Vesperzeit, nachdem sie sich unterwegs ausgetobt hatten.

Das elektrische Licht wurde ein Menschenleben später erfunden, das Telefon blieb lange stumm, die Ozeandampfer erreichten die Masurischen Seen nicht und von den ersten Automobilen wird berichtet, daß sie ihren Dienst verweigerten, als sie der masurischen Wildnis ansichtig wurden.

Die Luftschiffahrt, die überall mit Lärm und Getöse daherkam, zeigte sich in Masuren mit bunten Ballons und dicken Zeppelinen, die lautlos, ohne Mensch und Tier zu erschrecken, ihre Schattenbilder über die Seen zogen.

Auch die Eisenbahn näherte sich mit Bedacht. Ihr größter Fehler war es, daß bei ihrem Anblick die Pferde durchgingen. Darum stahlen sich die Züge unauffällig durchs Land, nahmen gern die lieblichere Form der Kleinbahn an und vermieden unterwegs jedes Läuten und Pfeifen.

Auch bewahrte sich die masurische Eisenbahn eine gewisse Beschaulichkeit dadurch, daß sie an Steigungen erschöpft stehenblieb und den Fahrgästen Gelegenheit gab, mit Wassereimerchen zum nahen See zu laufen, um Flüssigkeit für den Dampfkessel zu holen. Wintertags war sie oft bockig, wollte bei Stiemwetter nicht fahren oder gab den Reisenden Zeit, sie aus Schneeschanzen freizuschaukeln.

Die masurischen Menschen erfanden die Langsamkeit und das Fluchen. Ihnen sagt man nach, daß sie mehr Trinken als andere und sich im Winter gern mit ein paar Flaschen Bärenfang einschneien lassen. Auch liegt es ihnen mehr, Fische zu fangen und Rehböcke zu jagen, als die Felder zu bestellen.

Doch ihre Eisenbahnen lassen sie pünktlich fahren. Hat der Schaffner die Zeit verschlafen, fährt der Lokomotivführer schon mal los, um die Pünktlichkeit zu beachten. Nach einem Kilometerchen hält er auf freier Strecke von der Siedlung, in der der Schaffner zu nächtigen pflegt, pfeift und läutet, bis der Verschlafene mit wehenden Rockschoßen über den Acker gerannt kommt, seine Dienstpflichten zu erfüllen.

Auch die Oma Kossak konnte ein Lied singen von der ungewöhnlichen Pünktlichkeit der masurischen Eisenbahn.

In dem Jahr, als der Hindenburg zu Grabe getragen wurde, wollte sie ihre erste Reise unternehmen, aber als sie mit letzter Luft das Treppchen zum Bahnhof erreichte, war es schon drei Minuten über höchste Zeit und vom Personenzug nach Nikolaiken nur eine Rauchfahne übriggeblieben, die trübe in den Bäumen hing und

sich bedächtig auf den leeren Bahnsteig und die alte Frau senkte. Na, wenn es so ist, wird das Trudke ihr erstes Kind allein auf die Welt bringen müssen.

Die alte Frau setzte sich auf die Bank, um zu verpusten. Sie legte Gesangbuch und Katechismus neben sich, trank ein Schlubberchen Himbeersaft und war eigentlich recht zufrieden, daß die übermäßige Pünktlichkeit der masurischen Eisenbahn ihr diese Reise erspart hatte. Bloß das Trudke, das tat ihr leid.

Der Bahnhofsvorsteher, der nach der Abfertigung des Nikolaiken Zuges auch nuscht zu tun hatte, nahm neben ihr Platz und sagte die Abfahrtszeiten späterer Züge auf. Über vier Stunden sollte die Oma Kossak sich die Zeit vertreiben, nach dem masurischen Wetter und dem nächsten Zug Ausschau halten.

Als der Mann hörte, daß es um Leben oder Tod ging, stellte er die Signale so, daß der Güterzug, der leere Rübenwagen von Ortelsburg bringen sollte, zum Stehen kommen mußte.

Er besprach sich mit dem Lokomotivführer, warf ein Bund Stroh auf den letzten Wagen, dann hoben die beiden Männer Oma Kossak, der es gar nicht recht war, auf den offenen Waggon, setzten sie mit dem Rücken zur Fahrtrichtung ins Stroh, reichten ihr die Tasche, in der Eier, Speck und ein Literchen Schmand mitreisten, und versprachen der alten Frau, daß sie in einer halben Stunde unversehrt in Nikolaiken eintreffen werde.

Damit die Zugluft keinen Hexenschuß verursacht, spannten sie ei-

nen blaukarierten Regenschirm auf, enter dem die Oma Kossak saß wie die Marktfrauen von Marggrabowa.

Nicht bedacht hatten sie den rauchigen Atem der Lokomotive, der die alte Frau so in Schwaden hüllte, daß sie die liebliche Landschaft hinter einem Schleier sah, wenn überhaupt. Die meiste Zeit hielt sie die Augen geschlossen und klammerte sich ans Gesangbuch, denn es kam ihr so vor, all sei dieses keine Reise nach Nikolaiken, sondern zum Herrn der Unterwelt, der mit Pech und Schwefel regiert.

Da auch die masurischen Güterzüge es mit der Pünktlichkeit hielten, kam sie wie versprochen nach einer halben Stunde auf dem Nikolaiker Güterbahnhof an. Sie warf das Strohband auf den Schotter, nahm den aufgespannten Regenschirm nebst Tasche in beide Hände und sprang hinterher. Ein Weilchen mußte sie sich am Geländer festhalten, weil sie benusselt war von der weiten Reise, aber dann fand sie den Weg zu ihrer Tochter und kam mit Dreiviertelstunde Verspätung gerade nach Kleinmittag an. Der Gnubbel war schon geboren, wog sechseinhalb Pfund und wurde gerade gebadet.

Ein paar Tage blieb Oma Kossak in Nikolaiken, versorgte Mutter und Kind, bis ihr das städtische Leben zu aufregend wurde und sie sich bangte nach der masurischen Wildnis.

Das Trudke wollte sie erster Klasse nach Hause schicken, denn die Oma sollte erfahren, wie schön Eisenbahnreisen wirklich sein können.

Aber die alte Frau bestand darauf, mit dem Milchwagen zurück-

kzuklappern. Pferdefuhrwerke haben zwar auch ihre Eile, bergab gehen sie meistens im Trab, aber sie Lassen den Gedanken Zeit und geben dem Auge Raum für die Landschaft zu beiden Seiten.

Auch gefiel es ihr, unterwegs Buttermilch zu trinken und mit dem Milchkutscher über alte Zeiten zu plachandern, als sich die Eisenbahn noch nicht nach Masuren verirrt hatte.

Eine Woche später kam Oma Kossak mit einem Viertelschock Eier und einer Ringelwurst zum Bahnhof, um den blaukarierten Regenschirm abzubringen und ihre Schulden zu bezahlen für eine einfache Fahrt im Güterzug nach Nikolaiken.

Sie erzählte von Trudkes erstem Kind, das auf den Namen Elias getauft war zur Erinnerung an den biblischen Propheten mit den Feuerrössern, na, du weißt schon.

Sie selbst hatte genug vom Eisenbahnfahren.

Später hat sie dann doch noch einen Zug bestiegen, den letzten, der Masuren verließ, um über Heilsberg, Elbing und Dirschau ins große Reich zu fahren. Aber das ist eine andere Geschichte.

„Die Reise nach Nikolaiken: und andere Erzählungen“ (1993)

Edward Stachura in Ermland und Masuren

von Grzegorz Supady

Edward Stachura (1937-1979) gehörte seinerzeit zu den beliebtesten polnischen Schriftstellern. Besonders populär waren seine Gedichte, die nach Vertonung von ihm selbst sowie von anderen Sängern interpretiert wurden.

Als Sohn polnischer Einwanderer erblickte Stachura in Frankreich das Licht der Welt, wo er vom französischsprachigen bzw. romanischen Kulturkreis geprägt war. Etliche Jahre nach dem Zweiten Krieg kehrte er mit seiner Familie nach Polen zurück. Zu seiner neuen Heimat wurde zunächst Aleksandrów Kujawski, ein Städtchen in der Nähe Thorn. Es war anscheinend sofort klar, dass der Lebensdurstige in dem ehemals zwischen dem Russischen und Deutschen Reich gelegenen Grenzort nicht Fuß fassen wird, weil er über dieses Kleinstadtmilieu weit hinausgewachsen war.

Als ein überdurchschnittlich reise- und wanderlustiger Mensch unternahm er sein Leben lang ausgiebige (Studien-)Reisen in einige für die damaligen Verhältnisse als ziemlich exotisch aufzufassende Länder wie Mexiko, die USA, Kanada oder Syrien. Doch seine wohl größte Leidenschaft galt Fußwanderungen durch ganz Polen. Wegen einer Stachura eingeborenen Uneigennützigkeit, die oft mit Großzügigkeit gepaart war, außerdem der Tatsache, dass er eigentlich nicht fest angestellt war, musste er ein eher als bescheiden zu bezeichnendes Dasein fristen. Demzufolge war er oft darauf angewiesen, verschiedene Routen wie ein Nomade, oft mit der Bahn oder per Anhalter, zurückzulegen. Es gibt kaum ein

Kaff, kaum ein gottverlassenes Dorf, das er nicht abgeklappert hätte. Zu seinen Lieblingsreisezielen zählte auch Ermland und Masuren.

In seiner 1962 erschienenen Erzählung *Jak mi było na Mazurach* (Wie es mir in Masuren zugging) schilderte Stachura seinen Besuch in Kreuzofen/Krzyże am Niedersee. Er wurde dorthin von einem namentlich nicht genannten Mann gebracht, dessen Vorsatz es offensichtlich war, die ganze Schönheit der masurischen Landschaft vor Stachura zu erschließen. Der Ankömmling aus der Fremde stieg für einen ganzen Sommermonat bei Familie Kwiatkowski ab, die als „echt aufrichtig“ (nach: E. Stachura, „Poezja i proza“, t.2 „Opowiadania“, S. 39) bezeichnet wurde. Aller Wahrscheinlichkeit nach ging es um das Haus der Masurin Augusta Kwiatkowski, die ihn mit ihrem hausgebackenen Brot beköstigte. Stachura genoss in vollen Zügen den ganzen Reiz der umliegenden See- und Waldlandschaft. Als leidenschaftlicher Hobbyschwimmer hatte er am Planschen im benachbarten See besonders viel Spaß.

Die Kreuzofener Gegend schilderte Stachura ungefähr so: Der See suchte seinesgleichen. Unter dem blauen Himmel schillerte er unermesslich in der Sonne und man hatte den Eindruck, dass der Himmel nicht viel größer von ihm wäre, als ob der schwarze Waldsaum den ganzen Seeraum gar nicht umschließen würde, nur so. Das Wasser war an den Ufern durchsichtig, der seichte Sandboden ging, indem er langsam immer dunkler wurde, in die immer dunkler werdenden Tiefen über. Doch dies lässt sich kaum beschreiben (ebenda, S. 38-39).

Die oft intakte Natur Masurens beeindruckte ihn auch während seiner Besuche bei dem damals als Bibliothekar in Deutsch Eylau/Ława tätigen Wiesław Niesiołowski (1946-2018). Von dort aus unternahm er lange Fußmärsche entlang des Ufers des Geserich-Sees/Jeziorak. Niesiołowski und Stachura verbanden derart freundschaftliche Kontakte, dass der Ersterer dem Dichter einen Umzug nach Schönberg/Szymbark (in manchen Quellen steht Schwalgendorf/Siemiany) angeboten hatte. Dort soll auf den erfolgreichen Schriftstellereine recht prosaische Anstellung in der neu eröffneten Bibliotheksfiliale gewartet haben (nach: Marian Buchowski, *Edward Stachura. Biografia i legenda*, Opole 1993, s. 155).

Ungefähr zur gleichen Zeit, also Mitte der 1970er Jahre, verliebte sich der inzwischen geschiedene Stachura in Danuta Pawłowska, eine junge Frau aus Thorn, an die er viele Liebesbriefe und Postkarten schrieb. Darin versuchte er unter anderem seine Freundin zu überreden, ein Studium an der Landwirtschaftlich-Technischen Akademie in Allenstein aufzunehmen und gemeinsam eine Bleibe, möglicherweise unweit einer Einbindestätte, zu finden. Aus vielerlei Gründen entschied sich die sensible Abiturientin, dieses zwar echt romantisch anmutende aber eher aussichtslose Angebot abzulehnen. Nicht zu Stande gekommen ist auch Stachuras neue Beschäftigung als Bibliothekar. Nach seinem frühzeitigem Tod durch Selbstmord wurde der Deutsch Eylauer Bibliothek der Name Stachuras verliehen. Die Namensgebung für diese Einrichtung hielt sich jedenfalls nicht lange durch (nach: Marek Książek, <https://www.olsztyn24.com/news/25302-stachura-w-olsztynie-i-okolicy.html>, Zugriff: 11.03.2021).

Eine wichtige Rolle in Stachuras Leben spielte ferner Allenstein, schon aus dem Grunde, dass hier einige seiner Bücher zum ersten Mal erschienen waren. 1980 und 1986 gab die Sozial-Kulturelle Vereinigung „Pojezierze“ den erstmals 1973 in Warschau veröffentlichten Lyrikband *Piosenki* (Lieder) neu heraus. Auch hier konnten 1979 und 1985 zwei Auflagen der *Prosa Fabula rasa [rzecz o egoizmie]* (*Fabula rasa [eine Sache über Egoismus]*) auf den Markt gebracht werden. Der „Pojezierze“-Verlag sorgte außerdem dafür, dass die Druckschrift *Naprzód Niebiescy* (Vorwärts, ihr Himmlischen) herausgegeben werden konnte. Die dort enthaltenen Gedichte waren eine Urfassung der später als *Missa pagana* bekannten Liedersammlung, die sich ausgesprochen großer Beliebtheit erfreute (Buchowski, ebenda, S. 151).

In Allenstein waren Stachuras gute Freunde und treu ergebene Fans ansässig. Besonders befreundet fühlte sich der erfolgreiche Autor mit dem Künstler Jerzy Burniewicz (unter seinen Freunden unter dem Spitznamen Bury bekannt) bei dem er sogar zu übernachten pflegte. Burniewicz hatte über die seine Abbildung für den Band *Się* (Sich) entworfen, die Stachura sehr zugesagt hatte. 1976 erschien in der Zeitschrift „Warmia i Mazury“ eine Beilage mit Stachuras Werken, worüber sich deren Verfasser gefreut hatte, weil es ihm etwas Gewinnerbrachte. In der ermländischen Metropole lebten auch andere Verehrer, zu denen der um eine Generation jüngere Journalist und Autor einer ausführlichen Geschichte des Allensteiner Theaters (*Jest teatr w Olsztynie*) Tadeusz Prusiński zählte (mehr unter: <https://newsbar.pl/glebokislad-steda/>, Zugriff: 10.03.2021). Stachuras Briefwechsel ist zu entnehmen, dass der Dichter Ende April 1976 in Allenstein weil-

te. Von dort ging er dann nach Rastenburg/Kętrzyn, zu einer Lesung in der dortigen Musikschule. Oft wurde er bei solchen Anlässen vom Publikum gebeten, seine Lieder selbst vorzutragen. Dazu brauchte er jeweils irgendein Instrument: In Rastenburg sei es eine Gitarre deutscher Herstellung (!) gewesen (nach: Edward Stachura, *Listy do Danuty Pawłowskiej*, Warszawa 2007, S. 154).

Auf Einladung dereinst in Allenstein tätigen Kultureinrichtung „Pracownia“, deren Mitbegründer und *spiritus movens* Waclaw Sobaszek war, gastierte Stachura vom 12. bis zum 15. Januar 1978 erneut in dieser Stadt. Während jener vier Tage lang andauernden Begegnungen mit seinen Lesern stellte der rednerisch äußerst begabte Gast die Grundlagen seines Verständnisses von Einordnung und Rolle des Individuums in der jeweiligen Gesellschaft vor. Unter anderem berief er sich auf eine ihm egeborene friedliche und friedensgesinnte Weltauffassung, die er folgendermaßen zur Sprache brachte: „Bei einem Kampf gibt es keinen Sieger. Nur Besiegte“ (nach: Buchowski, S. 179).

Diese Feststellung stieß damals bei einigen Anwesenden auf heftige Ablehnung, sogar Empörungstimmen ließen sich vernehmen. Die Widersacher des Redners vertaten nämlich die Meinung, die Polen, insbesondere die Bewohner Warschaus, seien unter deutscher Besatzung notgedrungen gewesen, sich bewaffnet zu wehren. Stachuras pazifistische Grundeinstellung scheint außerdem jene auf eine Postkarte an Danuta Pawłowska niedergeschriebene Bemerkung über seinen am 8. Oktober 1976 abgestatteten Besuch in der Wolfschanze bei Rastenburg zu bestätigen: „Ein Haufen Beton“ (*Listy*, S. 229).

Stachura ließ es sich nicht entgehen, derselben Empfängerin knapp anderthalb Jahre später von einer etwas rätselhaften, auch wenn ziemlich belanglosen Sache zu berichten: Bei seinem für Mitte Januar 1978 geplanten Allenstein-Besuch nahm er eine gewisse Anzahl von Büchern mit, um sie im hiesigen Antiquariat zu veräußern. Er muss offensichtlich einen der beiden örtlichen Altbuchhändler näher gekannt haben, wahrscheinlich denjenigen, der seinen Buchladen unweit des Rathauses besaß, wenn Stachura im benachbarten Presseklub empik auf dessen Eröffnung (11.00 Uhr) warten musste. Sonst hätte er ja den Überschuss an seinem Bücherbestand irgendwo in Warschau verkaufen können.

1979 veröffentlichte Bohdan Dzitko in der 10. Ausgabe der damals schon von Tadeusz S. Willan geleiteten Zeitschrift „Warmia in Mazury“ einen Nachruf auf Stachura. Wie viele andere unterstrich auch dieser Autor die Tatsache, wie sehr das Leben dies es „fahrenden Gesellen“ mit seinem Schaffen verflochten war: „Er lebte für die Literatur, die er für eine Botschaft hielt. Er lebte nur für die Literatur, für die er starb und in der sein Schaffen weiterlebt“ (nach: Buchowski, ebenda, S. 275).

Stachuras Verbindungen zu Allenstein drückten sich auch in einer zwar nur sehr indirekten aber dennoch erwähnenswerten Beziehung aus. Es handelt sich um Professor István Kovács, einen wahren Polenfreund, Verbreiter der polnischen Kultur in Ungarn und ehemaligen Botschafter dieses Landes in Warschau. In seiner Jugendzeit übersetzte er für das ungarischsprachige Lesepublikum den Roman *Siekierzada*. Nach vielen Jahren beteiligte sich Kovács (sowie andere Mitarbeiter der ungarischen Botschaft in War-

schau) an der Herausgabe des Buches über den in Neidenburg/Nidzica geborenen Geschichtsschreiber Ferdinand Gregorovius (1821-1891). Diese wertvolle Verlagsinitiative war allerdings in erster Linie dem enormen Engagement von Herrn Andrzej Małyszko aus Reußen/Ruß zu verdanken, der gleichzeitig auch dafür gesorgt hatte, dass Mitte der 2010er Jahre eine feierliche Vorstellung des Buches von Gregorovius *Polen und Magyaren-Liederauf der Neidenburger Burg* stattfinden konnte.

Abschließend sei noch Folgendes verwiesen: Einen Kultstatus besitzt in Polen die Anfang der 1980er Jahre erschienene fünfbändige Ausgabe der Werke von Edward Stachura. Da jene Auflage des damals sehr gefragten Dichters nicht ausreichend war, konnte man diese charakteristisch aussehenden Bücher mit Umschlägen in Jeansblau nur durch das sogenannte Vitamin B (Beziehungen) bekommen. Ich selbst konnte sie erst viele Jahre später erwerben, gerade in einem Allensteiner Antiquariat. Interessant ist daran die Tatsache, dass es ein Hochzeitsgeschenk für eine hierorts ziemlich bekannte Persönlichkeit war. Die Geschenkgeber versahen nämlich ihr Buchgeschenk mit dem Datum und einem passenden Glückwunsch: Stachuras Werke sollen zu einem Lebenswegweiser für die frisch verheirateten Eheleute werden! Dass es damit ganz anders geworden war, gehört aber schon eher in die Boulevardpresse.

Die nationale Minderheiten in Polen

In Polen leben Vertreter von 9 nationalen Minderheiten:

Weißrussen, Tschechen, Litauer, Deutschland, Armenier, Russen, Slowaken, Ukrainer, Juden,

und 4 ethnische Minderheiten:

- **Karaims,**
- **Lemkos,**
- **Roma,**
- **Tataren.**

Darüber hinaus wird das Gebiet der Woiwodschaft Pommern von Kaschuben bewohnt, einer Gemeinde, die die Regionalsprache verwendet.

Die Kaschuben sind eine autochthone, kulturell-ethnische **Minderheit**, die in der heutigen Woiwodschaft Pommern (poln. Województwo pomorskie) lebt. Sie sind Nachkommen westslawischer pommerscher Stämme, die ab dem frühen Mittelalter auf dem Gebiet zwischen der Oder im Westen und der Weichsel im Osten siedelten.

Kaschuben mit echtem Stolz betonen ihre lange Tradition und ihren kulturellen Reichtum, die Schönheit der kaschubischen Sprache und ihre typischen Merkmale wie Fleiß, Sparsamkeit, Religiosität und spezifische kaschubische Sturheit (sowohl im positiven

als auch im negativen Sinne). Es ist auch sehr wichtig, dass die Kaschuben seit dem 19. Jahrhundert ihre Eliten, Vertreter und Ideologen haben. Die kaschubische Sprache spielt jedoch die wichtigste Rolle - sie bestimmt die Dauer dieser Gruppe, ihre kulturelle Existenz und Zukunft.

Die Sprache ist ein charakteristisches Merkmal der kaschubischen Kultur. Einige definieren es als Dialekt, andere als vollwertige Sprache. Die Kaschuben selbst geben zu, dass sie ihre Sprache benutzen, wenn sie nicht verstanden werden wollen. Die kaschubische Sprache hat ein anderes Vokabular, eine andere Phraseologie, eine andere Grammatik, eine andere Aussprache und eine andere Melodie als Polnisch mit sächsisch-germanischen Elementen. Die erste kaschubische Literatur stammt aus dem 19. Jahrhundert. Es ist interessant, dass bis zur Gründung des Kaschubisches-Alphabet jeder auf seine Weise schrieb.

Das kaschubische Alphabet ist bekannt. Das Alphabet ist eine Tafel, auf die Objekte, auf die beim Singen hingewiesen werden soll, geschnitten oder gemalt werden. Die Funktion des Alphabets bestand darin, die kaschubische Sprache zu bewahren und den Kindern die Grundbegriffe beizubringen.

Die aktivste Tätigkeit liegt jedoch im Bildungsbereich. Regionale Themen werden in das Lernen eingeführt, dh Kaschubische-Sprachkurse für diejenigen, die bereit sind, sowie Kunst-, Stick-, Keramik-, Theater-, Rezitationsteams usw. Das Erlernen der Kaschubische-Sprache wird jetzt von immer mehr Schulen eingeführt, ein Sprachkurs wurde an der Universität Danzig eröffnet, ein polnischer Sprachkurs wurde an der Fakultät für polnische Studien

mit dem Schwerpunkt „Kaschubisches Studium“ eröffnet, und auf Ersuchen der örtlichen Behörden wurde ein jährliches Aufbaustudium.

Im Jahr 2001 erzählte uns Dr. Marianne Wannow während der 8. Masurischen Gesprächen über die Geschichte und Traditionen der Kaschuben. Sie präsentierte den Teilnehmern des Seminars drei kaschubische Märchen.

Unten präsentieren wir eines der kaschubischen Märchen.

Des Knaben Höllenfahrt

Ein Vater hatte mit seiner Frau sieben Kinder, als aber das achte geboren werden sollte, erschien ihm der böse Geist.

Der Vater suchte einen Paten, aber das war nicht einfach: er war krank, weshalb ihm niemand beistehen wollte. Als er sinnend in den Wald ging, begegnete ihm der böse Geist und fragte ihn, wohin er denn gehe. Darauf erwiderte der Vater, dass er einen Paten suche; zwar habe er schon zwei, aber den dritten könne er nicht finden. Da sagte der böse Geist zu ihm: „Ich kann dir auch als Pate beistehen“, und er fügte hinzu, dass er dann aber das Kind, sobald es geboren werde, für sich beanspruchen wolle.

Es wurde ein Knabe geboren. Da erschien der böse Geist wieder und sagte, dass er den Knaben für sich fordern wolle, wenn dieser drei Jahre alt geworden sei. Der Vater schritt weinend umher;

doch der böse Geist sprach: „Nun weine nicht, er gehört doch mir.“

Als der Knabe drei Jahre alt war, hatte Gott ihm schon eingegeben, wie ein Geistlicher zu sprechen; so tröstete der Knabe seinen Vater und sprach: „Weinet nicht, Vater, der böse Geist wird mich nicht bekommen.“

Als der böse Geist kam, nahm der Knabe die Bibel zur Hand und begab sich zu seinem Pfarrer, dem er anvertraute, dass sein Vater ihn dem bösen Geist verschrieben habe.

Da ging der Pfarrer mit ihm in die Kirche und konfirmierte ihn. Als der Knabe nun konfirmiert aus der Kirche heraustrat, war der böse Geist gleich wieder neben ihm. Als der Knabe dies wahrnahm, setzte er sich auf einen großen Stein und fing an dort zu predigen. Da musste der böse Geist von ihm weichen.

Der Knabe wuchs weiter heran; er schoss hoch wie eine Kerze. Jetzt wollte er sich auf die Wanderschaft begeben, weshalb der Vater sehr weinte. Als der Vater ihn aber endlich entließ, gelangte der Knabe in einen großen Wald. Dort traf er auf einen Mörder; dieser lag auf den Knien. Vor ihm wuchsen Apfelbäume; ein Baum trug süße, ein Baum saure Früchte. Die Äpfel waren - es waren die Seelen derer, die der Mörder erschlagen aber Engel; hatte.

Der Mörder sah, dass der Knabe einen Wagen gemietet hatte, und fragte ihn, wohin er denn fahre. Darauf erwiderte der Knabe, dass er in die Hölle fahre, Wo er die Verschreibung seiner Seele an den

bösen Geist wieder rückgängig machen wolle.

Darauf bat ihn der Mörder: „Wenn du in die Hölle gelangst, frage doch einmal, wo ich dort werde liegen müssen.“ Der Knabe versprach dies zu tun.

Als der Knabe an die Hölle kam und anklopfte, fragte man nach seinem Begehrt. Der Knabe antwortete, dass er wegen der Verschreibung seiner Seele an den bösen Geist komme; er wolle diese Verschreibung rückgängig machen.

Der böse Geist war aber nicht gleich da. Man musste ihn mit Trompeten herbeirufen. Als er schließlich erschien, war er aber schon so schwach, dass er dem Knaben den Pakt über die Verschreibung seiner Seele herausgeben musste.

Nun kam der Knabe noch auf das Anliegen des Mörders zu sprechen und fragte, wo der Mörder in der Hölle wohl später liegen werde. Da wurde ihm erwidert, dass der Mörder auf dem „Bett des Remiasch“ liegen solle; dort seien Messer aufgestellt, auf denen er liegen müsse.

Der Knabe wollte dies dem Mörder berichten.

Es dauerte aber ein ganzes Jahr, bis der Knabe wiederum an die Stelle kam, wo sich der Mörder aufhielt. Dieser lag immer noch auf den Knien vor den Apfelbäumen-, aber der Mörder war schon fast ganz überwachsen. Der Knabe berichtete ihm, was er in der Hölle vernommen hatte, und endete damit, dass er über dem Mörder das Kreuzzeichen machte. Darauf fiel der Mörder wie Staub in sich zusammen. Und alle Äpfel verschwanden.

Nun begab sich der Knabe zu seinem Vater nach Hause. Der Vater konnte ihn nicht gleich erkennen und fragte, ob er es denn wirklich sei.

Der Knabe erwiderte: ja, lieber Vater, ich bin es.- Da fiel der Vater auf die Knie und weinte. Der Knabe aber sprach: „Weinet nicht, Vater, mir geht es gut; ich habe Geld und genug von allem.“

Dann ging der Knabe auch zu seinem Pfarrer, der ihn ebenfalls nicht gleich erkannte und ihn fragte, wer er denn sei.

Der Knabe entgegnete darauf: „Ich bin der, den Ihr damals konfirmiert habt.“ Da bat ihn der Pfarrer, dass er doch zu ihm kommen solle. Aber der Knabe erwiderte, dass er nicht kommen könne.

Darauf der Pfarrer: „Ich spüre es, du kannst auch einmal Pfarrer sein.“ Doch der Knabe sprach darauf: „Nein, ich werde kein Pfarrer. Ich will mich noch in der Welt umsehen; ich will sehen, wie es da überall so zugeht. Bleibt Ihr mit Gott, Herr Pfarrer, ich werde meinen Weg gehen.“

In diesem Heft

- 3** **Polnisch in Brandenburg**
Von Arkadiusz Łuba
- 8** **Polnische Sprache, Kultur, Geschichte und**
Geographie beibringen
Von Arkadiusz Łuba
- 12** **Wenn der Schnee geschmolzen ist**
Von Horst Michalowski
- 19** **EIN HEIMATBILD**
Von Horst Michalowski
- 23** **Die Reise nach Nikolaiken**
Von Arno Surminski
- 28** **Edward Stachura in Ermland und Masuren**
Von Grzegorz Supady
- 35** **Die nationale Minderheiten in Polen**

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.

Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: (00 48 89) 5 27 29 05, +48 606 68 02 18

Email: barbara.willan@gmail.com

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin), Maria Grygo,
Arkadiusz Łuba, Hanna Schoenherr, Grzegorz Supady.

Übersetzungen: Sylwia Pochmara-Hahnkamp, Uwe Hahnkamp.

Masurische Storchepost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln vom des Inne- und Verwaltungministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec oraz ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej i przez Fundację Rozwoju Śląska.



Das Leberblümchen

Foto: Ewa Dulna



JAPAN - das Land der Kirschblüte! Die Kirschblüte ist Japans berühmtestes Symbol. Sie verbindet die Schönheit und Vergänglichkeit des Augenblicks. Seine Funktion ist es, uns daran zu erinnern, wie zerbrechlich und vergänglich das Leben ist. Die Blüten an blühenden Kirschbäumen, die den kommenden Frühling ankündigen schmücken die Landschaft nur für ein paar Tage.

Foto: Tsuzuko Abe